



Alleröisches Blatt.

Nr. 47.

Samstag

Den 24. November

1838.

Der Sänger und die Fremden.

Ein Harfner sitzt auf moos'gen Steinen,
Er läst das Volk des Weges zieh'n,
Er spielt und kümmert sich um Keinen,
Und Keiner kümmert sich um ihn.

Zuweilen schielet wohl den Sänger
Ein Waidmann oder Pflüger an,
Und denkt: wer ist der Müßiggänger,
Der nur zum Liede klimpern kann?

Man steht, es mag ihn Niemand hören,
Er fährt, in sich versunken, fort,
Als spielt' und sang' er Geisterchoren,
Die in der Wolke lauschen dort.

Jetzt nimmt der Wind auf seinen Flügel
Den Ton, der in den Lüsten schwamm,
Und trägt ihn über grüne Hügel,
Ins Thal, zu einem frohen Stamm.

Da spielt ums Ohr der Hirtensohne,
Der ferne, wunderbare Klang,
Die Frauen horchen auf die Töne,
Und manches pilgert nach dem Sang.

Sie steigen von dem Berge nieder,
Sie reih'n sich um den Mann im Kreis,
Und trinken seine süßen Lieder,
Indeß er nichts von ihnen weiß.

Die Mütter mit den Töchtern lauschen,
Sie senken hold ihr Vockenhaupt,
Des Harfners Töne mächtig rauschen,
Der immer noch sich einsam glaubt.

Doch wie er nun sein Lied geendet,
Schlägt er die Augen auf, erschrickt:
Er spricht: „wer hat mir euch gesendet,
Euch, die in Wolken ich erblickt?“

Und voller schlägt er in die Saiten:
„Nimm an, o Muse, mein Gebet!
Du trägst mein Lied in alle Weiten,
Wenn es die Nähe nicht versteht!“

„Du hutest meines Sängers Ehre,
Nie bleibt um ihn die Stätte leer;
Du brachtest ihm selbst über Meere
Das Ohr, das ihn vernommen, her.“

G. Schwab.

Paris im fünfzehnten Jahrhundert.

(Aus dem Französischen des Victor Hugo.)

So bewundernswert das gegenwärtige Paris auch erscheint, erbaut auch in Gedanken das Paris des fünfzehnten Jahrhunderts, beschaut den Tag durch die überraschende Umzaumung von Thürmen jeglicher Art; zerreißt die Seine mit ihren breiten grüngelben Streifen, wechselnder als die Haut der Schlange, an den Spigen der Inseln, schlingt ihre Fluth um die Bögen der Brücken, stellt auf azurnen Horizont das gothische Profil des alten Paris, lat seine Umrisse im Winternebel schweben, wie er sich an unzählige Schwornsteine hängt; taucht es in dunkle Nacht, und beschaut das bizarre Spiel des Lichtes und Dunkels im düstern Labyrinth der Gebäude; werft einen Mondesstrahl darüber hin, daß er die Häupter der Thürme aus dem Ne-

bel erhebt; ober laßt den schwarzen Schattenriß auf den kupfernen Himmel der Abendsonne fallen, belebt die tausend spitzigen Winkel der Thürme mit Schatten, und laßt sie dann zackiger als die Kinnlade des Hai's als Bild hervorspringen — dann vergleicht! Und wollt ihr von der alten Stadt eine Vorstellung erlangen, wie ihn euch die neue nicht mehr zu geben vermag, so besetzt an einem großen Festmorgen bei sich erhebender Sonne der Ostern oder Pfingsten einen hohen Punkt, der die ganze Hauptstadt beherrscht, und belauscht das Gewachen des Glockengeläutes. Schaut dann, sobald der Himmel das Zeichen gibt, wie tausend Kirchen auf einmal zu beben beginnen. Zuerst erhebt sich zerstreutes Klingeln, dringt von einer Kirche zur andern, wie Musiker, die sich einander Zeichen geben. Dann schaut plötzlich (wie es scheint, besitzt das Ohr in gewissen Augenblicken auch Gesichtsfinn), wie von jeglichem Glockenthurm sich gleichsam eine Säule Schalls, ein Dunst der Harmonie erhebt. —

Anfangs steigt die Vibration jeglicher Glocke gerade, rein und gleichsam isolirt von den andern auf, und erhebt sich zum glänzenden Morgenhimmel; allmählig mischen sie sich, erlöschen in einander, und verschmelzen in einem herrlichen Concert. Es ist nur eine Masse tiefer Vibrationen, welche sich unaufhörlich aus unzähligen Thürmen erhebt, die Stadt umwogt und unwirbelt, und den betäubenden Kreis ihrer Oscillationen weit über den Horizont hinaus ausdehnt. Dieß Meer von Harmonie ist aber kein Chaos. So tief es auch ist, verlor es nicht den durchsichtigen Schein; in jeglicher Gruppe schlängeln sich Noten. Ihr könnt dem ernstesten schreienden Dialog der Schnarre und des Basses folgen; die Octaven eines Thurmes springen zum andern; sie schwingen sich leicht geflügelt aus silberner Glocke, fallen gebrochen, hinkend aus hölzerner hernieder. Ihr bewundert in ihrem Brausen die reiche Tonleiter, welche die sieben Glocken von St. Eustache unaufhörlich auf- und absteigt; ihr seht helle und schnelle Noten, wie ein Biczack von Licht hindurchweilen, und gleich dem Blitz verschwinden. Dort liegt die Abtei St. Martin, heiser und gespalten; dort tönt unheilvoll die Bastille, am andern Ende der dicke Thurm des Louvre. Das königliche Glockenspiel des Palais schleudert unaufhörlich glänzende Triller hinein, worauf in gleichen Zeiträumen die schwerfälligen Bastöne der Glocken von Notre-Dame niedersinken, und ihnen Funken entlocken, wie der Hammer dem Amboß. Dann und wann schaut ihr Töne jeglicher Form vorüberzichen, welche von dem dreifachen Schwarm von St. Germain-des-Prés her vorüberziehen. Endlich öffnet sich diese Masse erhabenen Brausens, dem Discant von Ave Maria, welcher wie

ein Sternbusch aufbricht, und flimmert, den Durchgang zu leihen.

Unten vernehmt ihr im tiefsten Concert den Gesang im Innern der Kirchen, wie er durch die vibrierenden Poren der Gewölbe dringt. — Gewiß, eine Oper, die zu hören, der Mühe wohl verlohnt. Das Geräusch, wie es am Tage von Paris aufsteigt, ist die lebende Stadt, des Nachts die aufathmende Stadt; hier ist es die singende Stadt. Leihet euer Ohr dem Tutti der Kirchthürme, breitet über das Ganze das Murmeln einer halben Million Menschen, die ewige Klage des Flusses, den unendlichen Hauch des Windes, das ferne und ernste Quartett der vier Wälder auf den Hügeln des Horizontes, wie sie gleich riesenhaften Dergelasten dastehen; erlöscht dann in halben Zinten das zu heisere und Schrillende des Central-Stoßenspiels, und gesteht dann aufrichtig, ob ihr etwas Reicheres, Fröhlicheres, Verblenderes kennt, als dieß Brausen der Thürme, diesen Schmelz der Musik, als diese zehntausend ehernen Stimmen, welche zugleich in feineren Flöten von dreihundert Fuß Höhe singen, als die Stadt, welche zum Orchester wird, als die Symphonie mit dem Rauschen des Sturmes.

Das Ziel.

Von Andreas Schwaninger.

Wie dehnt sich mir die Pilgerschaft voll Mühen,
An Jahre Jahre, Schmerz an Elend reichend,
Ich sehe Tag um Tag die Sonne scheuend,
Betrügerlich zu den verlorenen fliehen!

Mehr Abscheu stets — stets tiefer Wunden Glühen —
So naht kein Arzt mir tröstend und befreiend;
Erfahrung, — wenn Erfahres nur bereuend,
O mögst auch du an mir vorüberziehen!

Ein Gut begehrt' ich; — nie ist's zu erreichen!
Doch ob's auf halbem Weg dem Blick entschwindet,
So wil' doch mein Vertrauen nicht verlassen! —

Noch seh ich hell den Hoffungsstern entzündet,
Mit neuer Kraft ring ich, es zu erfassen,
Da muß in Nachtgraun jeder Strahl erbleichen.

Toilette-Maximen

eines

philosophischen Gentleman.

(Aus dem Englischen des G. L. Sulzer.)

Mache an deine Kleidung nicht sowohl den Anspruch, daß sie bequem sey, als daß sie dir gut stehe.

Die Natur kann nicht nachgemacht, wohl aber durch Kunst gesteigert werden. Apelles tadelte den Protogenes, daß er zu natürlich sey.

Verlaß in deiner Kleidung nie ganz den allgemein herrschenden Geschmack. Die Welt betrachtet Eccentricität, im Großen als Genie, im Kleinen als Nartheit.

Erinnere dich immer, daß du dich Andern und nicht dir selbst zu Gefallen kleidest.

Erhalte dein Gemüth in den Ankleidestunden von allen heftigen Bewegungen fern. Eine philosophische Heiterkeit ist durchaus erforderlich, um Erfolg zu haben. Helvetius sagt mit Recht: unsre Irthümer gehen aus unsern Leidenschaften hervor.

Bedenke, daß nur diejenigen, deren Muth über allen Zweifel erhaben ist, sich erlauben dürfen, weiblich zu seyn. Nur auf dem Schlachtfeld pflegten die Macedämonier sich wohlriechender Oele zu bedienen, und die Haare zu ringeln.

Was von Natur den Weibern angehört, daß muß man auch nur um ihretwillen zu tragen scheinen. Wie adeln die Kleinlichkeiten, wenn wir sie unter den Schuß einer Empfindung stellen.

Ist der bedeutende Mann, den du gewinnen willst, ein Stutzer, — so gehe zu ihm in einer Weste, wie er sie trägt. „Nachahmung,“ sagt der Verfasser des Lakon, „ist die aufrichtigste Schmeichelei.“

Wer schön ist, mag sich glänzend kleiden; der allzükügliche Mensch soll sich nur bestreben, jeden Tadel zu vermeiden; gerade wie man an großen Männern etwas zum Bewundern sucht; gewöhnlichen Menschen will man nur nichts zu verzeihen haben.

Das Studium des Anzuges gehört eben so gut für den ältern, als für den jungen Mann. Unachtsamkeit ist für jenen so unziemlich als für diesen; wir können den Geschmack, der sich für jeden von beiden eignet, durch die Betrachtung bestimmen: daß der junge Mensch geliebt, der ältere geachtet seyn will.

Ein Narr kann sich prächtig, aber nie gut kleiden; — denn um sich gut zu kleiden, dazu gehört Beurtheilung, und Rochefoucault sagt mit Recht: *On est quelquefois un sot avec de l'esprit, mais on ne l'est jamais avec du jugement.*

Der Anzug begreift die zwei Gesetzbücher der öffentlichen und der Privat-Sittlichkeit. Aufmerksamkeit ist die Pflicht, die wir gegen Andern; Reinlichkeit diejenige, die wir gegen uns selbst haben.

Kleide dich so, daß man nie von dir sagt: „Welch ein wohlgekleideter Mann!“ sondern, „welch ein vornehm aussehender (Gentlemanlike) Mann!“

Vermeide zu viele Farben, und suche durch eine vorherrschend sanfte die andern zu mildern. Apelles gebrauchte nur vier Farben, und dämpfte immer noch die zu lebhaften mit einem dunkleren Firniß.

Nichts ist oberflächlich — für den tiefern Beobachter. In Kleinigkeiten verräth sich die Gemüthsart. „In welchem Theile dieses Briefs entdeckten Sie Unentschlossenheit?“ fragte ein König den klügsten der damals lebenden Diplomaten. „An den ns und gs,“ war die Antwort.

Ein wahrhaft wohlwollender Mann wird die Gefühle Anderer nicht durch ein Uebermaß in Nachlässigkeit oder Prunk verlegen; man darf daher die Menschenliebe eines liebedlich Bekleideten und eines Bierbengels bezweifeln.

Erfindungen, die Kleidung betreffend, stimmen mit Addison's Bezeichnungen der guten Schreibart zusammen, und bestehen: „in Feinheiten, welche natürlich sind, ohne einem einzufallen.“

Wer Lappalien um ihrer selbst Willen hoch anschlägt, — ist ein Laffe; wer sie schätzt um der Schlüsse willen, die sich daraus ableiten, oder der Vortheile wegen, die sich auf sie gründen lassen, ist ein Philosoph.

F u i l l e t o n .

(Ein Urtheil Montague's.) Der Engländer Steele hatte in Gesellschaft anderer Schriftsteller an vier periodischen Schriften gearbeitet, nämlich an dem Engländer, an dem Zuschauer, an dem Plauderer und an dem Mentor. Er bekam im Parlamente zu thun, und wollte bei seinem ersten Eintritt in dasselbe seine Beredsamkeit glänzen lassen; allein der Stoff, über den er zu reden hatte, schlug gerade nicht in sein Fach, und er sagte daher mit vielen Worten nichts. Darüber urtheilte Montague sehr launig: „Wenn der Engländer, sprach sie, den Mentor zu Rathe gezogen hätte, so würde er

erfahren haben, daß der Zuschauer dem Plauderer vorgezogen wird.“

(Donizetti's Leichtigkeit im Componiren.) Donizetti besitzt eine ungemeine Leichtigkeit im Componiren, so daß dieselbe in Italien bereits sprichwörtlich geworden ist. Eines Abends ward dieser Ton-dichter in Monterosi von vier Banditen angefallen, die ihn erkannten, und mit nach der Brust gerichtetem Gewehre zwangen, in ihrer Höhle eine Oper zu componiren, und noch vor Sonnenaufgang ganz niederzuschreiben. Donizetti leistete den „Wünschen“ der Banditen Folge, und war mit Tagesanbruch mit dem Werke, der Oper Rosamunde, fertig. Freilich ist dieß eines der mittelmäßigen Werke Donizetti's, und kam nur ohne seine Einwilligung in die Welt.

(Seltsames Waarenmagazin.) Ein Gasconier war nach Paris gekommen, um dort sein Glück zu suchen; er konnte aber zu nichts gelangen, und gerieth darüber in so dürftige Umstände, daß er genöthiget ward, einen Wasserträger abzugeben, und so seinen Unterhalt aus der Seine zu schöpfen. Einer von seinen Bekannten begegnete ihm bald nach dieser Veränderung. „Was sehe ich?“ redete er ihn an, bist du in solche Armuth gerathen, daß du dich so weit herunter lassen mußt?“ „Was Armuth!“ antwortete jener, „ich bin reicher als du, und habe für mehr als hundert tausend Livres an Waaren.“ „Aber warum trägst du denn Wasser? und wo sind deine Waaren?“ fragte dieser. „Ei,“ versetzte der andere, „hier in diesem Stusse habe ich für mehr als hundert tausend Livres Wasser; da ich aber Niemanden finde, der es mir im Großen abnimmt, muß ich es, wie du siehst, im Kleinen absetzen.“

(Aus dem Leben des Abbé Boisenon.) Man hatte dem berühmten Abbé Boisenon gesagt, daß ein Prinz, der ein großer Feldherr war, sehr übel auf ihn zu sprechen sey. Sogleich eilte er zu dessen Audienz, um sich zu rechtfertigen. Der Prinz erschien. Da er den Abbé erblickte, kehrte er ihm den Rücken zu. „Nun bin ich zufrieden,“ rief Boisenon aus, „ich sehe, daß Sie mich als Freund behandeln.“ „Wir?“ sagte der Prinz, der sich wieder gegen ihn wandte. „Ja, ja,“ versetzte der Abbé, „denn einem Feinde pflegen Sie nicht den Rücken zuzukehren.“ „Wein lieber Abbé,“ sagte der Prinz, indem er ihm die Hand both, „man kann auch nicht einmahl im Scherz auf Sie böse seyn.“

(Sonderbare Narrheit.) Beinahe acht Tage lang war die Stadt Toulon in Bewegung. Alle Bäuerinnen, welche von Marseille nach Toulon kamen, hatten abgeschnittene Haare, indem sie die Schluchten von Dlioules passirten. Die Bestürzung war groß; keine Frau wagte mehr, die gefährlichen Schluchten zu passiren, wo diese seltsame Frevelthat verübt wurde, deren Ursache man nicht entdecken konnte. Vor einigen Tagen passirte Dem. B., welche einer wohlhabenden Familie von Marseille angehört, diese Schluchten mit ihrem Vater, ihrer Mutter und einem Kammernädchen. Es war Nacht. Herr und Frau gingen einen Abhang hinan, und waren ungefähr hundert Schritte voraus; Dem. B., von einer kaum überstandenen Krankheit noch schwach, blieb in der Chaise. Auf einmal entsteigt einem Felsen eine widerliche Gestalt, mit zerstörter Miene, die Kleider in Unordnung, das Gesicht beinahe gänzlich unter einem großen Warte versteckt, und einem bis auf die Hälfte des Rückens herabhängenden Haare. Dieser Mann trug in der linken Hand einen großen Sack und in der rechten Hand ein blitzendes Instrument; er näherte sich der Chaise, öffnete dreist den Schlag, ergreift Dem. B. bei den Haaren, und beißt sich, die Haare mit seinem Instrument abzuschneiden, welches nichts ist als eine ungeheure Scheere. Auf das Geschrei seiner Tochter geht Herr B. zurück, und kommt noch zeitlich an, um den Räuber zu fassen. Mehrere Fuhrleute kommen ihm zu Hilfe. man bindet den Wüthenden und führt ihn nach Toulon, wo man in ihm einen von Wahnsinn befallenen Friseur erkennt, welcher seit acht Tagen vermißt wurde. Die Ursache seiner Narrheit ist sonderbar. Dieser Unglückliche hatte einen Kamm ohne Zähne erfunden (man weiß, daß die Zähne des Kammes die Haare verderben); er erfuhr, daß ein Friseur in Paris dieselbe Erfindung gemacht und ein Patent darauf genommen habe. So sah er die Früchte seiner Nachtwachen verloren, wurde plötzlich närrisch, und zog sich in die Schlucht von Dlioules, bewaffnet mit einer Scheere, zurück. Hier gab er sich der sonderbaren Idee hin, allen Frauen die Haare abzuschneiden, um, wie er sagt, seinen Nebenbuhler zu verhindern, von seiner Erfindung Nutzen zu ziehen. Der Sack unter seinem Arm war voll von den Haaren seiner Opfer. Man brachte den armen Unglücklichen ins Krankenhaus.

(Die Mitte zwischen den Grazien und den Musen.) Der bekannte französische Schriftsteller Alexander Dumas, hatte diesen Herbst eine kleine Reise gemacht und kam auch durch Nancy. Der Herausgeber der dortigen Zeitung erwähnte die Anwesenheit des Dichters in der Stadt als eine große Merkwürdigkeit, aber in ganz besonders gefuchten Ausdrücken: „Herr Alexander Dumas schenkte uns genau die Zahl der Stunden, welche die Mitte zwischen den Grazien und den Musen hält.“ Der gute Mann wollte damit sagen, der Dichter habe sich sechs Stunden aufgehalten.